Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 9 (1933-1934)

Heft: 1

Artikel: Warum ich das Studium nicht abschloss : eine Umfrage bei "ewigen Studenten"

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065916

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Warum ich das Studium nicht abschloss.

Eine Umfrage bei „ewigen Studenten"

Mit einer Einleitung von Priv..Doz. Dr. E. Probst, Schulpsychologe der Stadt Basel

Illustration von H. Lang

Wer in eine kaufmännische oder handwerkliche Lehre tritt, der wird in den Wirtschaftsprozess eingespannt. Er muss etwas tun, was den Erwerbszwecken seines Prinzipals dient. Unter diesem Druck wird er zur Ausführung bestimmter Aufgaben, zum Innehalten der Arbeitszeit gezwungen. Kommt er seinen Pflichten nicht nach, so droht ihm der Verlust seiner Stelle. Kann er sich auch nach mehreren Versuchen an keine Regel gewöhnen, so wird es nur in ganz absonderlichen Fällen jemandem einfallen, ihm ein Taschengeld zu geben, mit welchem er sorgenlos nach eigenem Gutdünken leben kann.

Anders ist es auf der Hochschule. Hier lebt der Student auf einer « Insel der Seligen », wo kein Mensch von ihm eine wirtschaftlich wichtige oder auch nur messbare Arbeit verlangt. Er braucht nicht einmal Schularbeit zu leisten, wenn er nicht mag und ist auch an keine Arbeitszeit gebunden. Von allem, was dort geboten wird, kann er nehmen, was

ihm behagt und liegen lassen, was ihm nicht passt. So kann er durch viele Semester dusseln, ohne dass nur einer der Dozenten seinen Namen kennt. Für den Lebensunterhalt sorgt meist der Check des Vaters, so dass sich wirtschaftliche Sorgen nur für jene ergeben, die ihre Bedürfnisse nicht auf die vorhandenen Mittel einstellen können.

Muss man sich unter diesen Voraussetzungen nicht eher darüber verwundern, dass so viele Studenten, die weder durch wirtschaftliche Not, noch durch häusliche Zucht dazu getrieben werden, dennoch in normaler Zeit ihre Studien abschliessen und damit der « alten Burschenherrlichkeit » unweigerlich ein Ende setzen ?

Wer sind diese Arbeitstüchtigen ? Den Hauptanteil haben sicher jene unproblematischen Praktiker, die von Anfang an auf einen Beruf hinstreben, in dem sie sich einmal ihre Lebensposition schaffen wollen. Sie fühlen, dass sie sich erst im tätigen Leben richtig entfalten können und erledigen ihre Arbeit, auch wenn ihnen diese wenig behagt, damit sie möglichst bald von der Schule wegkommen. Für andere, mehr reflektiv Begabte, bildet das natürliche Interesse für ein Lieblingsfach den Arbeitsantrieb. Ihnen kann die wissenschaftliche Betätigung zum Bedürfnis und zur Freude werden.

Diesen Arbeitstüchtigen gegenüber stehen die vorzeitig Ausgetretenen und die « ewigen Studenten ».

In der ersten Gruppe gibt es einzelne, die durch eine äussere Notlage zum Übertritt ins Erwerbsleben gezwungen worden sind. Die meisten aber sind einseitig praktisch Veranlagte, denen die reflektive Hochschularbeit allzu wenig entspricht. In einem bestimmten Moment wird dann ihre Neigung zum praktisch tätigen Leben so mächtig, dass sie in einen Beruf hinüberwechseln, in dem sie sich nach ihrer Veranlagung besser entfalten können. Die äussern Missgeschicke spielen daneben eine kleine Rolle.

Auch die « ewigen Studenten » übertreiben die Bedeutung äusserer Hemmnisse. Ihr Ungenügen beruht viel stärker auf innern Gründen. Dabei handelt es sich relativ selten um eine schwache intellektuelle Begabung, eine Angstneurose oder eine tiefergehende Psychopathie (zwei unserer Berichte enthalten zwar auch derartige Andeutungen), die häufigste Ursache des Versagens ist eine mangelhafte Gefühlsverbundenheit mit der Umwelt. Die tiefsten Interessen dieser Einzelgänger gelten weder den Dingen noch den Menschen, weder einer praktischen Tätigkeit noch einer wissenschaftlichen Arbeit, sondern ganz einseitig dem eigenen Ich und seinem momentanen Behagen. Sie sind « egozentrisch », selbstversunken und vermeiden daher jede intensive Auseinandersetzung, die ihr Selbstgenügen stören könnte. Man kann zwar nicht behaupten, dass sie gar nichts täten. Viele sind sogar recht geschäftig. Sie

rechtfertigen ihre Existenz vor sich selber durch die Erfüllung vorläufiger « Pflichten ». Der eine « muss » unbedingt einen Vortrag anhören, eine Zeitschrift lesen, Rasierklingen kaufen, eine Rechnung bezahlen, ein Bad nehmen oder in feuchtfröhlicher Gesellschaft die nötige Inspiration holen. Andere müssen vorläufig noch mehr Material sammeln, Notizen umordnen, Dispositionen ändern oder neue Kapitelüberschriften suchen. So kann jeder sein Leben mit einer Geschäftigkeit ausfüllen, die doch nie « zur Arbeit ausartet ».

Nach aussen sind alle durch ihre gesellschaftliche Position gedeckt. Auch wenn sie bloss ihre Zeit vertrödeln, haben sie noch so etwas wie einen Beruf : Sie sind « Studenten », die den « Philistern » gegenüber manches vorauszuhaben glauben. So bildet das heutige Hochschulmilieu den idealen Lebensraum für alle Egozentrischen. Wie sollten sie da den Abschluss dieser « seligen Zeit » nicht möglichst weit hinausschieben ? Sie werden sich doch nirgends mehr so wohl fühlen können.

Wo der äussere Druck fehlt, da kann nur das Aufbrechen einer tiefen Gefühlsbeziehung zu Menschen oder zu einer begeisternden sozialen Aufgabe aus der Selbstversunkenheit zur konsequenten Arbeit herausführen.

A. T. jetzt Kaufmann, 32 Jahre alt.

Als ich mich nach bestandener, verhältnismässig guter Matura als hoffnungsvoller Student der Jurisprudenz immatrikulierte und die gedruckten, an der Kanzlei der Universität beziehbaren Studienpläne etwas angesehen hatte, war es gleich eine ausgemachte Sache : Bei deiner hohen Intelligenz und deiner aussergewöhnlichen Begabung für wissenschaftliche Arbeiten wirst du nicht nur den Doktor juris, sondern auch gleich noch den Doktor phil. machen. « A. T., Dr. jur. et phil. » auf einer Visitenkarte, das hört sich gut an, oder « jur. et rer. cam. » das tönt noch viel besser ! Ich war rasch entschlossen. Ich studierte jur. und rer. cam. Die Vorlesungen der juristischen und nationalökonomischen Disziplin wurden belegt, 40 und 45 Stunden in der Woche, und keine Stunde geschwänzt. So wie die beiden Säulen im grossen Auditorium jeden Tag, wenn die Horde der jungen Juristen in dasselbe hineinströmt, angetroffen werden, so konnte auch der stud. jur. und rer. cam. A. T. an seinem äussersten Platz an der obern linken Reihe gesehen werden.

Ich habe alle Vorlesungen und Übungen mitgemacht. Die Herren Professoren haben mich gekannt, weil ich stets rechte Arbeiten abgegeben habe. Auch in Genf, wo ich ein Semester studierte, hatte Prof. B. grosse Freude an mir, und ich glaube, es lag nicht an dem schlechten Französisch meiner Arbeiten, sondern weil ich die Aufsätze speziell über prozessrechtliche Fragen recht rassig hingeschmissen habe.

Ich muss jetzt sagen, dass mich mit der Zeit das Studium der Nationalökonomie (der zweite Teil meines zukünftigen Titels Dr. jur. et rer. cam.) sehr langweilte. Es kam mir als eine hoffnungslose Geschichte vor. Mein Thema für die Dissertation hatte ich mir selbst ausgesucht. Ich wollte ein ganz spezielles Problem behandeln aus dem Steuerrecht. Ein halbes Jahr lang sass ich dahinter. Tagelang, wochenlang, monatelang stöberte ich in den staubigen Regalen der Zentralbibliothek. Jeden Tag fünf-

mal wurde ich gefragt: Wann gedenken Sie fertig zu machen? Meine überzeugte Antwort war: Mein Doktor wird im nächsten Herbst, d. h. im siebenten Semester (die Rekordzeit für jeden Doktor) perfekt sein. Dann kam die erste Enttäuschung. Als ich dem Professor mit grossen Hoffnungen mein zusammengesuchtes Material mit der Disposition unterbreitete, sagte er freundlich, aber bestimmt, eigentlich interessiere ihn die Sache wenig, aber es könne vielleicht etwas werden, wenn ich das Thema von einem andern Gesichtspunkt aus betrachte. Und ganz beiläufig bemerkte er: «Ich kann Ihnen auch noch ein paar andere Themata vorschlagen, wenn Sie meinen.»

«Wenn Sie meinen», sagte ich, «so nehme ich gern auch ein Thema von Ihnen.» So liess ich mir mein Thema vom Professor vorschlagen, und die traurige Konsequenz war, dass meine halbjährige Arbeit der Katze gutgeschrieben werden konnte. Trotzdem machte ich mich mit frischem Eifer hinter die neue Arbeit, und dann kam, was jedem Studenten passieren kann: der Professor wurde an eine andere Hochschule berufen.

Wenn der Professor sich aus dem Staube macht, so steht sein Schüler hilflos da. Die Folge war, dass ich nach weitern zwei Semestern mit meiner Arbeit noch einmal frisch beginnen sollte. Dazu muss ich noch gestehen, dass jetzt die Zeit kam, in der mir das Holz der Schulbänke zu hart wurde. Ich vertauschte es gern gegen die weichen Polster des Café de la Terrasse. Auch in der Bellevue-Bar, im Kursaal und im Dancing vom Metropol wurde ich ein immer häufigerer Gast. Eine unsichtbare Macht trieb mich jeden Tag, trotz neuer fester Vorsätze, statt die steile Strasse zur Uni hinauf, an den Nachmittagen in die Vergnügungsetablissemente, wo ich mich in Amors Sphären bewegen konnte. Meine Tante hatte nicht so unrecht, wenn sie mir manchmal ganz instinktiv nicht glaubte, dass ich in der Zentralbibliothek meinen Forschungen nachgegangen sei.

Ich hatte zwar noch meine Schublade mit eigenem Schlüssel in dem speziell für wissenschaftliche Arbeiten hergerichteten Arbeitssaal der Zentralbibliothek, aber der Platz an dem langen Tische stand meistens leer, und wenn ich oft um 10½ Uhr noch schnell einen kleinen Blick in die Bibliothekräume machte, musste ich feststellen, dass mein Platz bereits von lauter Kommilitonen jüngerer Semester umgeben war. Auf meinem Platze war eine unheimliche Leere. Ich machte Kehrtum und ging zum bald obligatorisch werdenden Apéritif.

Dieses Leben befriedigte mich auch nicht. Aus dem Sacke meiner Tante zu leben, hübschen Freundinnen kleine Geschenke zu machen, in den Cafés herumzubummeln, statt, wie es sich die Tante vorstellte, fleissig in die Seminarien und in die Bibliothek zu gehen, das war unmoralisch. Ich wusste, dass es anders kommen musste. Und es kam. Nach dem 12. Semester hatte ich den Mut, der Einladung eines Kommilitonen (der schon längst sein Studium abgeschlossen hatte) in London Folge zu leisten und mich dort aufs Geratewohl aufs Pflaster zu begeben.

Bald fand ich eine Arbeit, die, weil sie selbständig war und von Anfang an etwas Bargeld einbrachte, mich sehr befriedigte. Ich hatte eine Generalvertretung für Schuheinlagen. Gleichzeitig lernte ich auch das Leben von einer ganz andern Seite kennen, ich kam mir vor wie ein Kücklein, das aus dem Ei schlüpft. In London blieb ich ein Jahr, ein Jahr kam ich an eine leitende Stelle in einem Pariser Handelshaus, ein weiteres Jahr führte ich die Filiale des gleichen Hauses in Mailand und heute bin ich selbständiger Kaufmann, verheiratet, sorge für Frau und Kind und freue mich an den vielseitigen Aufgaben, die der heutige Handel an uns junge Menschen stellt und an denen ich meine Fähigkeiten richtig messen kann.

Heute, vier Jahre später, habe ich immer noch hin und wieder die Idee, meinen Doktor doch zu machen. Kurz nach

meiner Heirat holte ich mir bei einem andern Professor ein neues Dissertationsthema, allerdings mit der Bemerkung: « Aber ich kann Ihnen nicht versprechen, dass sie fertig wird. » Es ist auch noch nicht das letzte Wort. Geschäftlich geht es mir jetzt verhältnismässig gut, und ich habe wirklich im Sinn, mich in absehbarer Zeit ein Viertel- oder ein halbes Jahr richtig dahinter zu machen. Meine Frau würde es gern sehen, wenn es doch noch zum Doktor reichte.

A. Str., 29 Jahre alt (12 Semester).

Vorgestern traf ich Professor Fleiner, bei dem ich mein Dissertationsthema geholt habe. Er fragte freundlich und so halb im vornherein entschuldigend: « Stehen Sie im Beruf? » Ich bejahte, obschon es nur teilweise der Fall ist. Mein einziger Beruf, über den ich mich ausweisen könnte, ist gelegentliches Adressenschreiben für einen Bekannten. Dann riet er mir freundschaftlich, doch noch fertig zu machen, denn es wäre schade.

Ja, es wäre schade, das habe ich auch schon gedacht, und es wäre eine Schande. Dieser Gedanke kam mir noch viel öfters, aber jetzt ist es schon das siebente Jahr, und die Schande ist schon da. Es gibt nichts Peinlicheres, als wenn man mich immer fragt: « Guten Tag, Herr..., Doktor? Darf man schon sagen Doktor? Darf man gratulieren? » Dann peinliches Grinsen auf beiden Seiten. Oder ein Schulkamerad, der sich nach der Matura entschlossen hatte, Kaufmann zu werden und jetzt mit dickem Bauch als gemachter Mann nachmittags im Café beim Jass sitzt, ruft mir jedesmal, wenn er mich sieht, zu: « Salü Albert, was macht der Doktor, nonig fertig? Das gaht aber lang! »

Ihnen kann ich ja den Grund, weshalb ich noch nicht fertig gemacht habe, sagen. Der Grund ist Angst, eine Angst, die bei mir stärker ist als Todesangst. Meine Erlebnisse bei der mündlichen Maturaprüfung sind immer noch nicht aus meiner Erinnerung verschwunden. An der Mittelschule galt ich als ein braver, fleissiger und begabter Schüler. Meine Zeugnisse waren immer recht. Ich versagte nur hie und da bei Klausuren. Vollständig und katastrophal versagte ich aber an der Matura. Bei den schriftlichen Prüfungen ging es noch, aber bei den mündlichen Examen, die öffentlich waren, und an denen drei Prüfungsexperten zugezogen wurden, war ich überhaupt nicht da. Mein Körper war schon da, aber mein Geist war abwesend. In der Geschichtsprüfung soll ich behauptet haben, dass der Sieger von Austerlitz Julius Cäsar gewesen sei, in der Mathematik war mir die einfachste mathematische Formel a + b im Quadrat nicht gegenwärtig. Glücklicherweise sind für die Zensuren im Maturitätszeugnis zum grössern Teil die Zensuren in den letzten beiden Semesterzeugnissen massgebend, so dass ich die Matura bestand.

Ich stehe jetzt im zwölften Semester. Faul war ich nie; wenn ich bis heute mein Studium nicht abschloss, so liegt das an der Angst vor dem Examen. Ich finde, ein Examen ist das Ungerechteste, was es gibt. Jahrelang arbeitet man nur auf diese wenigen höllischen Tage hin, wo man ausgefragt werden soll über das, was man weiss und nicht weiss. Aber die Herren Pädagogen haben vergessen, dass in einem Examen das Wichtigste das psychologische Moment ist. Ob ich das Examen bestehe oder ob ich durchfalle, hängt nicht davon ab, ob ich meine Sache weiss oder nicht weiss, sondern davon, in welchem Grad ich aufgeregt bin. Wenn ich nur daran denke, dass ich in der nächsten Stunde von fünf Herren einem Kreuzverhör unterzogen werden könnte, von fünf Herren, die nur darauf ausgehen, mir einen Knüppel in den Weg zu legen, über den ich stolpern soll, die es fertig bringen, mich mit forschender und geheimnisvoller Miene zu fragen: « Wer ist der Begründer des Marxismus? », um mir dann

verächtlich zu sagen: « Wir danken Ihnen, wir sind orientiert », so steigert sich meine Aufregung bis zur halben Bewusstlosigkeit. Dass ich in der Nacht vorher einen ruhigen Schlaf haben könnte, kommt sowieso nicht in Frage, und dieser Umstand ist auch nicht geeignet, meine Disposition an einem solchen Stichtag zu fördern.

Drum habe ich auch immer einen Schrecken vor den Seminarübungen gehabt. Sehen Sie, meine Studienausweise, die Vorlesungen, soweit es sich um wirkliche Vorlesungen handelt, sind alle belegt. Im Studienplan der juristischen Fakultät steht ein Satz, der lautet: Den Studierenden wird empfohlen, sich frühzeitig auch an den seminarischen Übungen zu beteiligen, da die rein rezeptive Tätigkeit des Studenten dem Studium nicht zuträglich ist. Aus diesem Grunde habe ich auch die Seminarübungen belegt. Besucht habe ich sie aber zum grössten Teil nur in den ersten zwei Stunden. Es gibt allerdings Seminarien, die von 200 Hörern auf einmal besucht werden. Die Zahl der Referenten beschränkt sich dann in der Regel auf 5–10 eifrige Kandidaten, die sich auf diese Weise bei den Professoren ihre Punkte schinden möchten. Einige Professoren haben auch die schlechte Gewohnheit, falls sie auf ihre spitzfindigen Fragen nicht sofort eine Antwort bekommen, in der Verlegenheit auf einen Zuhörer mit dem Finger zu zeigen: « Was meinen denn Sie, mein Herr, zu dieser Frage? » Ich habe die Erfahrung gemacht, dass einem Studenten dieses Missgeschick am wenigstens passiert, wenn er sich in die obersten Reihen des Auditoriums setzt. Wenn ich je in einem Seminar war, so sass ich deshalb dort. Der Gedanke, dass auch ich mich einmal an diesen Wortschlachten, diesen Diskussionen inmitten der 200 Zuhörer beteiligen muss, bevor ich je einmal daran denken kann, meine Studien zu beenden, macht mich fast wahnsinnig.

Ich bin einmal irrtümlich statt in eine Vorlesung über Wirtschaftsgeschichte in ein Kolloquium bei Prof. Ermatinger über moderne Lyrik geraten. Erst als der Professor zur Tür hereinkam, merkte ich, dass ich mich im Zimmer verfehlt hatte. Es waren im ganzen sechs Germanisten anwesend, die über lyrische Gedichte von Stefan George diskutierten. Ich wurde ständig in die Diskussion hineingezogen, obschon ich davon keinen blauen Dunst hatte. Das Erlebnis war für mich niederschmetternd.

Wenn die Prüfungen nur schriftlich wären, ginge es noch; denn meine Stärke liegt, ich glaube es ohne Überhebung behaupten zu dürfen, in schriftlichen Arbeiten. Selbst wenn ich vier Stunden eingesperrt würde, so wäre ich höchstens die erste Stunde aufgeregt, nachher könnte ich mich bestimmt sammeln, denn die Materie beherrsche ich.

Die Examen sollten abgeschafft werden. Die hohe Pädagogik hätte schon lang andere Mittel finden dürfen, um die Fähigkeiten der Kandidaten zu ergründen.

E. F., jetzt Betreibungssubstitut, 36 Jahre alt (24 Semester)

Warum ich noch nicht fertig gemacht habe? Das Studium einer wissenschaftlichen Disziplin ist kein Dienstmannen-Wettlauf, es kommt nicht darauf an, wie rasch, sondern wie man es macht.

Meine Matura hatte ich erst mit 23 Jahren bestanden. Vorher war ich Postangestellter, und es hätte mir dort auch gefallen. Allein meine Verwandten hatten die Idee, dass es aus ihrem einzigen Neffen, dem « Ernstli », der als Knabe so ein geschickter und aufgeweckter Bube gewesen ist, doch eigentlich etwas Rechtes geben müsse. Mein Vater hatte aber keine Mittel, um mich studieren zu lassen, weil er in seinen Geschäften öfters Pech gehabt hat. Ich war aber der Liebling meiner Tante, und diese liess keine Ruhe, bis es entschieden war, dass ich doch noch studieren und Doktor werden

sollte. Ich musste mich der Schnellbleiche eines Maturitätsinstitutes unterziehen. In der Rekordzeit von einem Jahr war es schon erreicht, die Prüfung wurde mit knapper Not überstanden, und ich war würdig, als Student in die Hallen der Alma Mater einzuziehen. Das nächstliegende Studium war die Nationalökonomie, weil diese, wie es im Familienrat hiess, einigermassen mit meiner frühern Tätigkeit als Postbeamter zusammenhänge.

Nach dem ersten Semester war es mir in Zürich verleidet, ich sprach den Wunsch aus, ein oder zwei Semester an einer ausländischen Universität studieren zu können. Obschon Tantchen befürchtete, dass sie dadurch ihren Kontakt mit mir, d. h. ihre ständige Aufsicht verlieren könnte, entschloss sie sich doch, mir zwei Semester in Leipzig zu finanzieren. Der Entschluss fiel ihr um so leichter, als die seinerzeitige Valutamisere in Deutschland ihr dieses Opfer einen Pappenstiel kosten liess.

Wer in Deutschland studiert, muss das richtige Studentenleben mitmachen. Dieses Jahr war das sogenannte Bummeljahr meiner Studien. Ich liess mir sagen, dass es für jeden Akademiker gut sei, wenn er, möglichst früh, ein solches Bummeljahr mitmache. Tantchen besuchte mich sogar einmal in Leipzig (Valutareise). Und als ich sie eines Abends allen meinen Freunden, den strammen Leipziger Korpsstudenten vorstellte und dabei ein Hurra! Hoch, Hoch, Hoch! ertönte, kamen ihr vor Rührung die Tränen. In Leipzig hatte ich mich auch entschlossen, umzusatteln und statt der langweiligen trockenen Nationalökonomie die tiefsinnige Disziplin der Philosophie zu wählen. Vor Tante blieb das natürlich ein Geheimnis, denn für ein derartiges Experiment hätte sie kein Verständnis gehabt. Schon in diesem dritten Bummelsemester erkor ich mir das Thema zu meiner Dissertation: Schopenhauer. Diese Dissertation beschäftigt mich heute noch. Inzwischen hat sich aber allerlei ereignet.

1. Tante Klara erfuhr eines Tages, dass ich schon lang nicht mehr Nationalökonomie studierte.

2. Das unerschütterliche Vertrauen, welches Tante Klara seit meiner Jugend in meinen Charakter und in meine Tüchtigkeit hatte, verwandelte sich dadurch in Abscheu und Hass, auch meinen Eltern gegenüber.

3. Nach dem fünften Jahre meiner Studien weigerte sich Tante Klara, auch nur einen Rappen weiter für meinen Doktor zu bezahlen.

4. Kurz darauf starb mein Vater.

5. Ein Stipendium wurde mir versagt, weil, wie es in dem Absagebrief hiess, meine bisherigen Studienausweise zu wenig Garantie für ein planmässiges wissenschaftliches Arbeiten aufwiesen.

6. Ich musste mich schweren Herzens dazu entschliessen, wenigstens vorübergehend meinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

7. Wenn man tagsüber acht Stunden auf dem Bureaustuhl einer Kanzlei gesessen hat, so bleibt einem wenig Zeit und Lust, noch wissenschaftliche Arbeiten zu vollbringen.

8. Das Thema meiner Dissertation ist so geartet, dass ein Student, dem es vergönnt wäre, sich nur allein diesem Thema widmen zu können, mindestens zwei Jahre intensive Forscherarbeit leisten müsste, um nur das Material zusammen zu erhalten. Das ist das Urteil einer Kapazität.

Im übrigen hoffe ich, jetzt in zwei Monaten diese Arbeit endgültig abzuschliessen. Wenn es anders kommen sollte, fragen Sie mich in zwei Jahren wieder, warum ich mein Studium nicht abschloss. Es müssten sehr schwerwiegende Gründe sein, und diese sollen Sie dann erfahren.

S. F., cand. rer. pol., 29 Jahre alt

Ich war schon in der Primarschule kein ausgezeichneter Schüler. Meine Zeugnisnoten hatten zwar Niveau, aber das galt mehr meinem Vater (der selbst Lehrer war und meinen Lehrer gut kannte), als mir selbst. Die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium bestand ich zwar mit Glanz, nachdem mich ein Privatlehrer ein halbes Jahr lang mit vieler Geduld und Mühe darauf vorbereitet hatte. Ich glaube heute sogar, dass es diesem Privatlehrer oder meinem Vater gelungen war, am Gymnasium auszuspionieren, wie die Prüfungsfragen lauteten, sonst wäre es mir heute noch ein Rätsel, wie es kam, dass der Privatlehrer und der Vater mit mir am Vorabend der Aufnahmeprüfung ausgerechnet das noch einmal repetierten, was ich dann am nächsten Tage gefragt wurde. Im Gymnasium fing es dann bald an zu harzen. Schon in der dritten Klasse kamen die berüchtigten Zeugnisbemerkungen : «Oft merkwürdig unfleissig» und « Oft faul », dann : « Promotion fraglich ». Und in der fünften Klasse kam der berühmte Fackel an die Eltern, der besagte, dass ihr Sohn am Gymnasium überhaupt nichts mehr zu suchen habe, es sei denn, er wolle die vierte Klasse wiederholen. Das war schlimm. Aber es hatte auch seine gute Seite. Der hohe Elternrat tagte und beschloss, mich in ein Privatmaturitätsinstitut zu stecken. Das war ein weiser Beschluss. Denn bei viel weniger Anstrengung brachte ich es jetzt schon nach zwei Jahren zur Eidgenössischen Maturität, während meine Kameraden, die alle viel gescheiter als ich waren, 2½ Jahre krüppeln mussten. Jetzt war mir klar, dass ich in Sachen Examen, Prüfungen und dergleichen ein Glückspilz sein musste.

Weil ich als kleines Kind immer Freude an Windrädchen hatte und als Knabe viel Interesse für Lokomotiven zeigte, musste ich jetzt ans Polytechnikum und Ingenieur studieren. Ich sage ich musste, denn es war ein Muss. Der weise Elternrat hatte übersehen, dass ich noch mehr Freude an abenteuerlichen Büchern, an Lederstrumpf, Buffalo Bill, Karl May usw. gefunden habe. Am liebsten hätte ich jetzt meine Kenntnisse in den Wissensgebieten der Maturität in der afrikanischen Wüste oder in einer amerikanischen Prärie zur Anwendung gebracht. Aber ich musste Ingenieur werden. Nach zwei Jahren stieg ich ins erste Vordiplom und flog durch. Daraufhin machte ich zwei Jahre Praxis in einer Maschinenfabrik. In dieser Zeit hätte ich mich für die Wiederholung dieses ersten Vordiploms vorbereiten sollen. Ich tat es so gut ich konnte. Aber auch der zweite Anlauf zum Vordiplom war misslungen, und ich war jetzt endgültig von der Ingenieurlaufbahn ausgeschlossen. Zu meiner Entschuldigung ist noch zu sagen, dass in dieser Zeit meine beiden Eltern kurz nacheinander starben und ich dadurch viel Kummer hatte, nicht etwa nur, weil ich jetzt allein dastand und niemand mehr hatte, der sich um meine Sorgen über meinen zukünftigen Lebensweg kümmerte. Der Verlust ging mir wirklich schwer zu Herzen.

Was bleibt einem durchgefallenen Studenten des Polytechnikums ? Er macht sein Päcklein und geht damit an die Universität, um sich dort entweder als Lehrer oder in der Nationalökonomie auszubilden. Ich entschloss mich für Nationalökonomie.

Die akademische Lernfreiheit ist eine fabelhafte Einrichtung. Von alten Herren liess ich mir erzählen, dass das Studium an den Universitäten aus zwei Etappen bestände, aus einer zwei- bis dreijährigen grossen ersten Etappe, an der man gar nichts tun muss als sich gelegentlich einmal den Profaxen zeigen, die zweite, kürzere aber mühsamere Etappe brauche höchstens ein Jahr zu dauern, die des Repetierens und des Arbeitens. Ich nahm mir vor, mich streng an diese Regel zu halten. Nach zwei Jahren Nichtstun oder Wenigtun holte ich das Thema zu meiner Dissertation und baute mir einen grosszügigen Einjahresplan für die zweite Studienetappe auf. Bücher wurden herbeigeschleppt und die von mir liederlich

geführten Kollegienhefte durch solche meiner Kommilitonen ersetzt. In meiner Studierbude stapelte sich die ganze nationalökonomische Wissenschaft in Form von Büchern und Kollegienheften auf. Am 15. März, 14 Tage nach Schluss des 5. Semesters, sollte die grosse Arbeit beginnen. Ich muss sagen, diesen Tag habe ich mit bemerkenswertem Schneid eröffnet. Schon um 6 Uhr in der Frühe war ich aus den Federn, punkt 7 Uhr setzte ich mich an den Arbeitstisch und wollte beginnen, konzentriert zu arbeiten. Ich hielt durch bis 9 Uhr. Dann kam die erste Unlust. Ich weiss nicht, ob dieses Problem des geistigen Arbeitens in psychologischen Lehrbüchern schon gewürdigt worden ist, interessant wäre es bestimmt. Ich habe immer wieder feststellen müssen, dass bei der geistigen Arbeit die Ermüdung viel rascher eintritt als bei jeder körperlichen Betätigung. Bei mir geht es immer so : Schon nach ein, zwei Stunden, manchmal noch früher, beginnt die Umgebung auf mich zu wirken. Auf meinem Arbeitstisch liegt ein Aschenbecher. Jetzt könntest du eigentlich noch eine Zigarette rauchen, bevor du richtig mit der Arbeit weiter fährst ! Neben meinem Arbeitstisch steht die Chaiselongue, bequem und mollig ausgestreckt: eigentlich könntest du dich mitsamt dem Lehrbuch darauflegen ! Jetzt erblicke ich noch auf einem Stuhl das gestrige Abendblatt. Das musst du unbedingt noch lesen, sonst erscheint das Morgenblatt, bevor das Abendblatt gelesen worden ist. Mein Blick fällt auf eine kleine Photographie, welche meine verstorbenen Eltern auf einem Spaziergang am Tobelhof darstellt. Es kommt mir in den Sinn, dass bereits vor 14 Tagen die Friedhofrechnung für die Gruft meiner Eltern gekommen ist, die ich als alleiniger Erbe zu bezahlen habe. Das muss sofort geschehen, unbedingt. Ich lasse Bücher und Hefte liegen und renne in die Stadt, um diese Rechnung zu bezahlen und natürlich noch andere Kommissionen zu erledigen.

Dieses Schauspiel wiederholt sich jeden Tag. Je öfter, um so intensiver. Jeder Gegenstand in meinem Zimmer beginnt als Fetisch zu wirken, mich anzusprechen und mich an irgendein Erlebnis oder an eine Pflicht zu erinnern, die natürlich mit dem nationalökonomischen Pensum, das jetzt in meinen Kopf eingezwängt werden soll, gar nichts zu tun hat.

Dieser fortwährende Kampf mit der Unlust zum Arbeiten wirkte deprimierend auf mich, aber ganz im Unterbewusstsein hatte ich das Gefühl, dass die Sache irgendwie – wenn auch nicht auf dem normalen Weg – doch wieder zu einem guten Ende führen müsse, wie es bei mir immer der Fall war, wenn ich ein Examen in Aussicht hatte. Meine Eltern, die bisher immer zur richtigen Zeit interveniert haben, waren zwar nicht mehr da, aber ich dachte, vielleicht wird irgendwo noch ihr Astralleib oder ihr Geist fortleben, ein guter Geist, der mich in letzter Stunde von dem Damoklesschwert, das wieder über meinem Haupte schwebt, befreit. Darauf hatte ich starkes Vertrauen. Und eines Tages schien sich der gute Geist wirklich eingestellt zu haben.

Diese Tragödie begann mit dem Schlüsselloch. Das Schlüsselloch befand sich an der Türe, an die mein Arbeitstisch gestellt war. Ich muss das näher erklären : Mein Studierzimmer war das grössere und schönere Zimmer einer Zweizimmerwohnung, welches Frau K., Kragenwäscherin, an mich vermietet hat. Das andere Zimmer mit der Küche bewohnte eine junge, deutsche Dame, der vor einiger Zeit der Mann, seines Zeichens Tennistrainer, durchgegangen war. Die junge Frau schlug sich nun als Modezeichnerin tapfer durch, wobei sie allerdings auf monatliche Zuschüsse von ihrem Papa, der in Lugano lebte, rechnen durfte. Das hatte mir die Hausmeisterin, die Kragenwäscherin, erzählt. So wie alle Geräusche, die, während ich über meinen Büchern sass, an mein Ohr drangen, in irgendeiner Weise auf mich wirkten, so konnten auch die weiblichen Töne, die vom Nebenzimmer zu mir drangen, nicht ohne Eindruck auf mich

bleiben. Da dieses Schlüsselloch, wenn ich an meinem Tische sass, auch zu meinem Gesichtskreis gehörte, ist es erklärlich, dass es mich in dem Moment zu beschäftigen begann, wenn ich aus dem Nebenzimmer die zarte Frauenstimme (was öfters vorkam) moderne Schlager summen hörte. Ich will es offen gestehen: Einmal konnte ich nicht widerstehen, den Tisch geräuschlos wegzuschieben, und durch das Schlüsselloch zu gucken. Ich sah sie, ihr reizendes, blondes Köpfchen mit Simpelfransen und einem neckischen Stumpfnäschen – und ich sah noch vieles andere mehr. Wenn ich die Sache heute richtig beurteile, so war ich von diesem Moment an hochgradig verliebt, denn von jetzt an war es mit meiner Ruhe vollends zu Ende. Meine junge Nachbarin schien zeitweise von ähnlichen Gefühlen beseelt gewesen zu sein. Doch war es nicht das Schlüsselloch, das für sie eine besondere Attraktion darstellte. Eines Nachmittags klopfte sie frisch an meine Türe, trat gleich herein, neigte sich scharmant über mein Nachttischchen, auf dem meine Weckeruhr stand und fragte mit bescheidener, zarter Stimme: « Entschuldigen Sie, mein Herr, ich wusste nicht, dass Sie da sind, ich wollte nur wissen, wieviel Uhr es ist.»

Dann verschwand sie wieder, ebenso rasch und scharmant, wie sie gekommen war. Dieses wiederholte sich und wurde allmählich zu einer Gewohnheit. So ging es viele, viele Wochen lang. Dann kam eine wichtige Änderung. Eines Tages summte meine hübsche Nachbarin das Lied: « Wer wird denn weinen, wenn man auseinandergeht ... » Sie summte es fortwährend, stundenlang, so dass mir die Melodie schon nachzulaufen begann. Da summte sie wieder, ich pfeife auch, ganz intuitiv, was mir gerade in den Sinn kommt, natürlich: « Wer wird denn weinen ... » Jetzt schiebe ich rasch den Tisch beiseite und sehe in das Schlüsselloch hinein. Ich sehe, wie sie verschmitzt lächelt. Bald war es halb vier Uhr. Meine Nachbarin kam, um wie gewohnt auf die Uhr zu sehen. Diesmal durfte es nicht bei ihrem schnippischen « Entschuldigen Sie, mein Herr ... » bleiben. Ich lud sie keck zu einem Spaziergang am heutigen Abend ein. Sie schlug die Augen nieder und sagte ja. Das Eis war jetzt gebrochen: meine erste grosse Liebe. Sie nahm meine ganze Persönlichkeit so in Anspruch, dass jetzt mein ganzer Jahresstudienplan mit einem Rutsch über den Haufen flog. Wohl machte ich öfters noch den verzweifelten Versuch, das Versäumte nachzuholen. Aber der Kampf mit den vielen grossen und kleinen Versuchungen und Ablenkungen war jetzt hoffnungsloser denn je. Natürlich brachte mein Liebesverhältnis mit meiner nachbarlichen Freundin mit der Zeit auch viel Kummer und Enttäuschungen, die mir erst recht jede Möglichkeit zur Konzentration für das Studium nahmen. Das Verhältnis dauerte drei Jahre, nachher ging es in die Brüche. Noch standen die Bücher und Hefte, allerdings sehr verstaubt, in verschiedenen Ecken meines Zimmers herum. Jetzt wäre vielleicht der Moment gewesen, die Sache wieder aufzugreifen. Aber die Lust war mir vollkommen vergangen. Der Gedanke, dass ich mich jetzt von neuem unter die junge Generation der Akademiker mischen sollte, widerstrebte mir ungeheuer.

Seit zwei Jahren versehe ich nun einen Posten als Hilfsbibliothekar. Die Arbeit befriedigt mich nicht vollkommen, weil ich auch einmal der Meinung war, dass aus mir etwas Besseres hätte werden können. Aber ich bin zufrieden. Ich habe jetzt wieder eine Bindung und denke bald zu heiraten; falls das Glück mir Kinder bescheren sollte, ist das eine sicher, ich würde meinen Sohn nie dazu stimulieren, einen wissenschaftlichen Beruf zu ergreifen, wenn ich mich nicht vollständig davon überzeugt habe, dass er für geistiges und wissenschaftliches Arbeiten wirklich auch eine Begabung hat.

Beachten Sie unsere Mitteilung auf Seite 2

H. J., stud. med., 35 Jahre

Am Gymnasium war ich kein glänzender Schüler, auch kein besonders fleissiger, aber ich habe meine Pflichten brav erfüllt. Das hat man anerkannt. Im übrigen ist es mir gelungen, mich während der Gymnasialjahre unauffällig zu machen. So bin ich mitgerutscht, bis zur Matur und durch die Matur.

Als es sich dann um die Bestimmung meiner Zukunft handelte, hat mich mein Vater einmal ins Gebet genommen. Er war gar nicht versessen darauf, dass ich studieren sollte. Wenn ich zu einem seiner Bekannten als Volontär in ein Handelshaus eingetreten wäre, so hätte er das ebenso gern gesehen. Aber ich hatte dazu keine Lust, die Freunde meines Vaters flössten mir eine gewisse Furcht ein, und es ängstigte mich, in völlig neue Verhältnisse einzutreten. Ich entschloss mich, Medizin zu studieren. Die Tätigkeit des Arztes schien mir ethisch wertvoll und sozial angesehen. Das erste Propädeutikum habe ich innert der vorgesehenen Frist knapp, aber immerhin doch bestanden, ich war im Arbeitstrapp vom Gymnasium her. Aber dann kam die Wendung.

Meine Eltern lebten in sehr guten Verhältnissen; ob mein Vater je eigentlich reich war, weiss ich nicht, aber wir hatten unsere Villa am Zürichberg, zwei Dienstmädchen und ein Auto, was damals, im Gegensatz zu heute, wo jeder ein Auto hat, noch etwas war. Am Taschengeld wurde bei mir nicht gespart, ich bekam, was ich brauchte. Das war bis jetzt sehr wenig gewesen. Ich war bedürfnislos, und Freunde, die mir zu Bedürfnissen verholfen hätten, hatte ich auch nicht. Ich stand unter meinen Studienkollegen, wie übrigens schon am Gymnasium, ganz allein. Ich weiss eigentlich nicht warum. Ich bin eher eine gesellige Natur; aber man wusste mich nicht recht zu nehmen, und um mich selbst um Freunde zu bemühen, war ich entweder zu scheu oder zu bequem.

Nach dem bestandenen ersten Examen wurde alles anders. Zuerst fühlte ich mich erschöpft, und ich nahm mir vor, es mir einige Monate gemütlich zu machen. Das gelang mir; aber als ich wieder zu arbeiten anfangen wollte, fand ich den Rank dazu nicht mehr. Dafür fand ich einen Freund, ein altes, erfahrenes Semester, der sich meiner annahm. Ich hatte ihm einmal aus einer kleinen finanziellen Verlegenheit geholfen; das verdankte er mir dadurch, dass er mich bei seinen Kollegen einführte. Es waren darunter richtige Sumpfhühner: einige Studenten, einige Kaufleute und andere, von denen ich heute noch nicht recht weiss, was sie eigentlich getrieben haben. Es waren gemütliche Nummern, und ich wurde herzlich aufgenommen. Ich liess es mir zwar auch etwas kosten. Auf eine Runde mehr oder weniger kam es mir nicht an, und wenn sich einer in einer momentanen Geldverlegenheit befand, liess ich mich nicht lumpen. Aber das konnte ich ja, mein Vater bezahlte gern. Meine frühere Bedürfnislosigkeit war ihm verdächtiger vorgekommen als meine jetzigen Ausgaben.

Bei einem andern Studium als gerade dem medizinischen hätte das viele Schwänzen weniger ausgemacht. Das sagt man allgemein; aber beim Studium der Medizin herrscht eine gewisse Folgerichtigkeit. Es geht nicht gut, mitten in einen Kurs hinein zu platzen, die Voraussetzung ist, dass man mehr oder weniger von Anfang an und mit einer gewissen Regelmässigkeit dabei ist. Das war mir nicht mehr möglich. Meine Konstitution verlangt viel Schlaf; weil ich aber jetzt meistens spät ins Bett kam, konnte ich am Morgen nicht aufstehen. Wenn ich vor halb elf Uhr aufstand, hatte ich einfach keinen einwandfreien Kopf. Aber um elf Uhr traf ich einige Kameraden im Café Ost zum Frühschoppen. Es gibt Leute, die das Bier zu jeder Tageszeit ertragen. Ich gehöre nicht zu diesen. Am frühen Morgen schon Spirituosen zu mir zu nehmen, hielt ich für

unmoralisch; so trank ich eben doch Bier und musste am Nachmittag bis um drei, vier Uhr schlafen, um wieder frisch zu sein.

Meine neue Lebensweise machte mich nicht gerade glücklich, aber auch nicht unglücklich. Ich hatte zum erstenmal in meinem Leben Kameraden. Man nahm mich gut auf, alle sagten mir nur « der Doktor », und manche hielten mich auch dafür, weil ich durch meine feste Postur mehr als mein wirkliches Alter vorstellte. Als stiller Bürger, der etwas konsumierte und gute Trinkgelder gab, war ich auch bei den Serviertöchtern beliebt.

In meinem achten Semester starb leider mein Vater. Es stellte sich heraus, dass sein Vermögen nicht so gross war, wie man allgemein angenommen hatte; er muss in seinen letzten Jahren viel verloren haben. Als alles liquidiert war, zeigte sich, dass nur noch hunderttausend Franken vorhanden waren. Man musste sich also einschränken. Das war für meine arme Mama schwer; sie überlebte diesen doppelten Schicksalsschlag, den Tod von Papa und den Verlust des Vermögens, nicht lange. Sie war zu gut für diese Welt; sie hatte es wie ich, sie war den Schlechtigkeiten dieser Welt nicht gewachsen. Mit diesem Todesfall hatte ich aber meinen einzigen Halt verloren. Nach dem Tode meines Vaters gelang es mir noch einmal, mich richtig aufzuraffen; ich ging wieder früh ins Bett und früh heraus, um für meine arme Mama als Stütze ihres Alters mein Studium zu beschliessen. Ich entwickelte acht Wochen lang eine fabelhafte Energie; aber als sie starb, war für mich alles vorbei. Ich verkehrte nur noch in meinen Stammkneipen. Ich hatte keine besondern Laster, ich kann es beschwören; ich ass gut und trank gut, ich half meinen Freunden, wo ich konnte, das ist alles. Aber nach fünf weitern Jahren stand ich vor dem finanziellen Vis-à-vis de rien. Ich weiss nicht wieso, aber so ist es.

Damen gegenüber war ich immer etwas scheu, ich kam zwar, wenn unsere Korona in Stimmung war, wohl zum einen oder andern galanten Erlebnis; aber diese waren stets durchaus unverbindlicher Natur. Und doch bin ich sehr anlehnungsbedürftig, man sieht es mir nur nicht an. Am stärksten kam das jetzt zum Ausdruck, als ich plötzlich fast ohne Mittel dastand. Die Serviertochter an unserm Abendstammtisch hat schliesslich meine Situation erkannt. Ich bin schon immer sehr gut zu ihr gestanden. Wir hatten schon jahrelang ein wahrhaft schönes Verhältnis zusammen. Aber was ich an ihr hatte, zeigte sich erst in dieser Sachlage. Kurz und gut, wir haben schliesslich geheiratet, sie serviert nicht mehr am selben Ort, weil man dort verheiratete Töchter nicht brauchen kann; aber sie hat eine rechte Stelle. Ich besorge den kleinen Haushalt und überlege mir, ob ich das Studium doch noch einmal aufnehmen soll, oder was für einen andern Beruf ich ergreifen könnte. Das letztere ist schwer, das erstere ist unmöglich ohne finanzielle Mittel. Es ist allerdings noch ein Onkel da, er lebt in einer kleinen französischen Stadt, der mir versprochen hat, dass ich ihn einmal beerben soll, aber in diesen unsichern Zeiten auf zukünftige Erbschaften Häuser zu bauen, ist ein grosses Risiko.